

Franziska Regnath



Abgeschoben

Ich saß in einer Schachtel. Eine Schachtel aus Pappe. Es war unendlich dunkel und ich wurde von einer Seite zur anderen geworfen. Wo waren meine Freunde? Ich wollte zu meiner Familie zurück.

Noch vor einer Stunde war ich eine glückliche, kleine Wellihenne gewesen. Ich war bei meinen Eltern und Geschwistern gewesen. Wir hatten fröhlich gespielt, bis es geschah. Die Hand des Federlosen, der uns immer gefüttert und manchmal auch eingefangen und untersucht hatte, erhaschte mich. Ich hatte nicht mehr entfliehen können. Oft waren einige gefangen worden und nie mehr zurückgekehrt. Doch, dass ich es eines Tages sein würde, hätte ich nie gedacht. Die anderen hatten nach mir gerufen und ich nach ihnen, doch der Federlose hatte uns nicht verstanden. Ich hatte ihn gebissen und gekratzt, aber es war zwecklos gewesen. Dann kam ich in diese Schachtel und es wurde dunkel. Die anderen verstummten. Ich hatte noch Menschenstimmen vernommen, aber kein Vogelgezwitscher mehr. Und dann begann dieses Gerüttel. Mein ganzer Körper zitterte und jeder Atemzug ließ mich den Staub einatmen, der sich in der Box befand. Es war so fürchterlich leer in dieser Schachtel und ich vermisste den Gesang meiner Artgenossen. Ein unerträglicher Schmerz durchbohrte mein Herz und ließ mich traurig werden. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich die anderen nie wieder sehen würde. Wieso hatte der Federlose das getan? Ich mochte ihn so gern, aber er hat mir geschadet. Das würde ich ihm nie verzeihen. Ich wollte nie wieder einen dieser Federlosen sehen. Nie wieder.

Nach ewiger Zeit hörte das Geschüttel endlich auf. Mir tat alles weh, weil ich immer wieder umgefallen war. Ich versuchte mich aufzurichten und mein Gefieder in Ordnung zu bringen, doch schon bald wurde ich wieder hin und her geworfen. Wieder fiel ich auf den Rücken oder die Flügel. Aber dieses Mal hörte das Gerüttel schnell wieder auf.

Dann endlich kam die Schachtel zum Stillstand. Ich richtete mich erneut auf und piepste leise. Es war sehr unangenehm nichts zu sehen und das machte mir Angst. Ein fremder Geruch stieg mir in die Nase. Es roch nicht wie zu Hause. Ich roch auch keine anderen Wellis. Keine Stimmen, keine Geräusche, nichts. Wieder stach es in meinem Herzen. Ich hatte so unendliche Sehnsucht nach meiner Familie. Und dieser Geruch, der sich in der ganzen Schachtel verbreitete, war so fremd.

Obwohl ich nichts sah, wandte ich mich erst einmal meinen Federn zu. Sie waren durch das viele Gerüttel ganz durcheinander geraten. Im Blindflug arbeitete ich mich vom Bauch zum Rücken vor.

Plötzlich bewegte sich die Box wieder. Ich hatte mich gerade etwas beruhigt und jetzt wurde ich wieder hin und her geschüttelt. Ängstlich piepte ich und rief vergeblich nach den anderen. Ich wusste, dass sie in unendlicher Ferne waren, aber meine Mutter hatte es mir von Anfang an beigebracht, dass man rufen soll, falls man verloren geht. Vielleicht gab es hier ja andere Wellis? Spielkameraden mit denen ich, genau wie früher, Unsinn machen konnte?

Dann endlich öffnete sich die Schachtel. Das Licht blendete mich. Ich sah die Hand eines Federlosen. Ich hatte mir geschworen, diesen Dingen aus dem Weg zu gehen und so verkroch ich mich in die hinterste Ecke.

„Na komm! Komm raus. Das ist dein neues Zuhause!“, sagte die tiefe Stimme. Ich verstand kein Wort und der dunkle Klang wirkte nicht gerade freundlich. Meine Flügel zitterten und mein Herz raste. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als dass diese Hand wieder verschwinden würde.

Wieder stach der Schmerz in mein Herz und ich erinnerte mich an die anderen. Meine Geschwister und Eltern, Freunde und auch Feinde, wie die zickige Tatja. Sie hatte mich früher oft am Flügel gezogen. Ich hatte sie dafür gehasst, doch jetzt wäre ich froh um ihre Gesellschaft gewesen.

Endlich verschwand die Hand und ein helles Quietschen ließ mich zusammenfahren. Ich saß einfach nur da, immer noch in die Ecke gekauert. Das Licht erhellte die Schachtel erheblich. Es war alles so furchtbar hier. So kalt und still. Zu still. Meine Freunde, Eltern und Geschwister waren nicht da und es roch so unendlich fremd.

Ich hatte Hunger und Durst, sehnte mich nach Frischkost und meiner lieben, alten Schaukel aus Holz. Auf ihr hatte ich oft Stunden verbracht und mit den anderen geredet.

Der Hunger machte mich fast verrückt und ich beschloss, einmal aus der Schachtel zu kriechen und zu sehen, ob ich etwas Essbares fand.

Vorsichtig lief ich an den Rand und sah mich um. Ein kleiner, silberner Käfig erstreckte sich über mir. Darin waren drei Stangen aus Holz und ein Ring. Ein alberner Ring aus Plastik. Doch neben dem Ring hing ein großer, leckerer Kolben Hirse. Er reizte mich ungemein und mein Magen zog sich bei dem Anblick zusammen. Ich hatte so großen Hunger, dass es mir egal war, wie gefährlich es da draußen sein mochte. Ich flatterte also auf die Stange und blickte nach unten. Da lag die Schachtel auf dem Sandboden. Hinter mir war das Gitter und überall um mich herum auch. Schräg unter mir und auf der gegenüberliegenden Seite waren Stangen. Unten an der vierten und letzten Stange sah ich einen gelben Napf in dem sich wohl Wasser befand und daneben war noch ein grüner, leerer Napf. Alles roch so fremd und gefährlich.

Hinter dem Käfig war ein großer Raum mit orangefarbenen Wänden. Ein braunes, längliches Etwas und ein Tisch davor. Das kannte ich, Tische. In meinem alten Zuhause gab es viele solche Dinger, über die immer wieder glänzende Scheiben geschoben wurden und auch ab und zu Säcke mit Futter oder eben Schachteln, aus denen ängstliches Piepsen gekommen war. Das erinnerte mich schon wieder an meine Familie. Sie würde mich bestimmt vermissen. Ich sehnte mich so nach ihnen, aber nun war ich hier. Alles war leer und niemand war da, der mit mir sprach oder mich beruhigte.

In dem Raum war auch noch ein komisches Etwas, das von der Decke hing und an den Wänden waren bunte Kästchen.

Es standen viele Stühle herum, die ich auch von zu Hause kannte. Der Federlose hatte den ganzen Tag darauf gesessen, hinter dem Tisch. Der Federlose, der einst mein Freund gewesen war. Mein Herz schmerzte und ich fühlte mich, als würde es mich zerreißen.

Auf dem braunen Holzboden waren runde, blaue Decken.

Jetzt hatte ich mich aber genug umgesehen und hatte endlich den Mut, mich an die Hirse zu machen. Zuerst fraß ich ganz langsam, doch dann überwältigte mich der Hunger und ich schlang soviel hinunter, wie ich nur konnte. Danach war ich total voll gefressen und hatte Durst bekommen. Wo hatte ich nur noch gleich das Wasser gesehen? Ich suchte und da sah ich es endlich wieder. Auf der Stange schräg unten. Darunter lag die Schachtel. Sollte ich wirklich dahin gehen? Es musste sein, sonst würde ich verdursten. Ich flatterte also hinunter und tappte langsam zum Napf. Er war so ungewohnt, aber das Wasser reizte mich zu sehr.

Vorsichtig nahm ich einen Schluck. Das Wasser war kalt und schmeckte so anders. Zu Hause war das Wasser immer lecker gewesen, aber dieses hier war fast ungenießbar und schmeckte irgendwie modrig. Ich nahm jedoch noch einen Schluck, weil es immerhin besser war, als zu dursten.

Plötzlich kam ein Federloser in den Raum und direkt auf mich zu. Er redete ununterbrochen auf mich ein. Seine Stimme war tief und Angst einflößend. Ich zitterte und piepte nur einmal

kurz und leise. Ich lief an die hintere Wand des Käfigs und hatte so furchtbare Angst vor diesem Mann, der so tief und bedrohlich sprach.

Nach einigen Minuten ging er endlich wieder und ich war allein. Das war so grausam. Ich wollte doch so gern einen Freund haben. Wieso konnte ich nicht bei meiner Familie sein?

Mein Herz schmerzte, meine Sehnsucht war unvorstellbar groß und das alles war so gefährlich, neu und ungewohnt. Ich wollte hier weg, einfach nur hier weg. Die Angst bedrückte mich so sehr und je mehr ich mich umsah, desto größer wurde sie. Ich verkroch mich in die Schachtel, da war es dunkel und ich sah nichts von all dem, was da draußen war. Der einzige Trost, den ich jetzt hatte. Ich steckte den Kopf in mein weiches, zartes Rückengefieder und versuchte zu schlafen. Immer wieder schwirrten die Erinnerungen an meine Freunde und meine Familie in meinem Kopf umher. Ich hatte solche Angst, dass es schier unerträglich war. Nach langer, langer Zeit schlief ich endlich ein und träumte von meinem alten Zuhause, das viel größer und gemütlicher gewesen war. Es hatte Glasscheiben und keine Gitterstäbe gehabt. Alles war anders und schlimmer. Ich wusste, ich würde für immer einsam bleiben, meine Familie würde ich nie wieder sehen. Und ich würde auch nie mehr einen Artgenossen zu Gesicht bekommen. Es war so schlimm. Wieso hatten die Federlosen das getan? Sie waren doch eigentlich unsere Freunde. Aber es gab wohl auch böse unter ihnen. Und der, der mich vorhin besucht hatte, war ein Böser. Ich wusste, dass ich nur noch ihn sehen würde und dass ich mich damit abfinden musste, so gut es ging.

Plötzlich sah ich meine Freunde vor mir. Sie piepten erfreut und ich fand mich in meinem alten Heim wieder. Wir spielten vergnügt zusammen. Tatja zog mich wie immer am Flügel, aber ich war ihr nicht böse, sondern lachte.

Ein lautes Krachen ertönte und riss mich aus dem schönen Traum. Ich hatte doch erst angefangen zu träumen, es war so schade. Aber was hatte dieses Geräusch verursacht? Es machte mir unheimliche Angst. Mein Schnabel stand offen und ich schnappte nach Luft. Erst jetzt holte mich der Schock ein. Vorsichtig lief ich an den Rand der Schachtel und sah mich um, aber es war dunkel. Verängstigt kroch ich zurück. Der Platz an dem ich gesessen hatte, war noch warm.

Ich schmiegte mich mit dem Bauch an den Boden und genoss die Wärme. Es war wie damals, als ich noch im Nest geschlafen hatte und alles schön von meinen Eltern gewärmt war. Als mich noch die weichen Flügel der anderen beschützten vor der Kälte der Nacht. Jetzt war ich allein und schutzlos. Ich klammerte mich mit aller Kraft an die Erinnerungen. Dieser gemeine Federlose, der mich einfach aus meiner Familie gerissen hatte. Ich war doch noch so jung. Früher hatte mir meine Mutter oft von all der Liebe und dem Glück erzählt, die mich in meinem Leben erwarten würden. Aber ich glaubte nicht mehr daran. Ich würde hier mein Leben fristen müssen. Das konnte kein Glück sein und so etwas wie Liebe gab es doch in Wirklichkeit nicht. Das hatte man uns doch bloß erzählt, damit wir die Grausamkeit dieser Welt nicht sahen. Aber jetzt erkannte ich, dass es das nicht gab. Ich würde nie mehr einen Artgenossen sehen, nie mehr.

Mit diesem Gedanken schlief ich wieder ein.

Am nächsten Morgen weckte mich erneutes Rumpeln. Ich fuhr zusammen. Total erschrocken tappte ich zum Ausgang der Schachtel. Hatte ich mich gestern noch sehr in ihr gefürchtet, so war sie jetzt das einzige, das mir einigermaßen vertraut war. Mein Blick fiel auf den Rest der Kolbenhirse. Ich hatte erneut Hunger und da ich ja wusste, dass da oben nichts Gefährliches war, wollte ich meinem Bedürfnis nachgehen. Ich flatterte also nach oben und lief zur Hirse. Sie schmeckte richtig gut. In meinem alten Zuhause hatte es das nur selten gegeben.

Da kam der Federlose mit einer Schale in den Raum. Mit einem silbernen etwas klapperte er immer wieder in der Schüssel herum. Jedes Mal erschrak ich und zuckte zusammen. Ich hörte auf zu fressen, als er ganz nah am Käfig stand und irgendetwas redete. Ich zitterte vor Angst und es schien mir, als bebe mein ganzer Körper. Wieso tat er das? Wieso redete er so bedrohlich auf mich ein und schien nicht zu bemerken, dass ich unendliche Angst hatte? Ich drängte mich an die hintere Wand des Käfigs und hoffte, dass der Federlose bald wieder gehen würde.

Doch es kam noch schlimmer, er öffnete ein Türchen des Käfigs und langte hinein. Ich brach in Panik aus, flatterte wild umher und stürzte immer wieder ab. Mein Herz raste, mein ganzer Körper zitterte und ich wusste gar nicht mehr, was ich tat. Diese riesige Angst, die sich in mir aufgebaut hatte, drängte nach draußen und es kam mir vor, als würde sie mich zerreißen. Wild und unkontrolliert wirbelte ich durch mein Gefängnis. Ich sah nur aus dem Augenwinkel, wie die Hand die Schachtel ergriff und aus dem Käfig zog. Ich rumste gegen das Gitter und klammerte mich daran fest. Ich hing hinter der Kolbenhirse und hechelte heftig. Gar nicht schnell genug konnte ich die Luft in meine Lungen pumpen. Jetzt hatte mir dieses Monster auch noch die Schachtel weggenommen. Sie war doch das einzige, was ich hatte. Immer noch hatte ich Panik und war schon ganz erschöpft. Da verließen mich die Kräfte und meine klammernden Griffe lösten sich. Unsant schlug ich auf den Boden. Schmerzen erfüllten jeden Winkel meines Körpers. Ich ließ die Flügel hängen und jappste immer noch nach Luft. Alle Erinnerungen an den Moment, als mich die Hand aus meinem Zuhause gerissen hatte, schwirrten in meinem Kopf umher. Ich hatte so unendliche Angst. Was würde noch alles passieren? Langsam kroch ich in eine Ecke. Auch wenn meine Füße von dem Sand schon schmerzten, blieb ich am Boden sitzen, denn ich hatte keine Kraft, nach oben zu fliegen. Das kalte Plastik unter meinen Füßen wirkte bedrohlich auf mich. Mein Magen schien ein einziges Loch zu sein.

Als ich es vor Hunger kaum mehr aushielt, kletterte ich mit letzter Kraft nach oben und lief zur Hirse. In Windeseile schlang ich jedes Körnchen, das ich finden konnte, hinunter. Bald schon war aus der einst so vollen Kolbenhirse ein leeres, dürres Stöckchen geworden. Wenigsten war ich jetzt satt, aber mir saß immer noch der Schreck in den Gliedern. Ich setzte mich an das hintere Ende der Stange und ruhte mich aus. Ganz leise sang ich das Lied, das mir meine Mutter immer vorgesungen hatte, wenn ich Angst oder Kummer gehabt hatte.

Sehr lange verbrachte ich so meine Zeit und erholte mich ein wenig. Die Schmerzen waren vergangen und auch die Angst hatte sich gelegt. Vielleicht würde ich mich ja noch an mein neues Zuhause gewöhnen? So schlimm war es ja gar nicht, das einzige, das mir Angst bereitete war, der gemeine Federlose. An ihn würde ich mich nie gewöhnen.

Wieder kam er zu mir. Ich richtete mich auf, um bereit zu sein, falls er wieder vorhatte, in den Käfig zu langen. Und er tat es. Wieder öffnete er das Türchen und griff diesmal zum Wassernapf. Wieder brach ich in Panik aus, flog wild umher und knallte gegen sämtliche Stangen und das Gitter. Erschöpft quiekte ich und fiel auf den Boden. Ich streckte die Flügel von mir und keuchte heftig. Der Federlose redete nur, nahm auch die Reste der Hirse, zog seine Hand wieder heraus und verschwand. Ich versuchte auf meine Stange, auf der ich mich vorhin ausgeruht hatte, zu fliegen, stürzte jedoch auf halbem Wege erneut ab. Erst beim zweiten Versuch, nach einer kurzen Pause, schaffte ich es. Dies war die Stange an der die Hirse gehangen hatte und an die ich mich gewöhnt hatte.

An diesem Tag kam der Federlose nicht mehr. Darüber war ich froh. Er bereitete mir jedes Mal soviel Angst. Immer wieder musste ich an meine Familie und meine Freunde denken. Was sie jetzt wohl taten? Ich vermisste sie so sehr und diese Einsamkeit war unerträglich.

Am Abend setzte ich mich an das hintere Ende der Stange und versuchte zu schlafen. Als ich gerade eingeschlafen war, kam der Federlose ins Zimmer und machte Licht. Es blendete und ich piepste verärgert. Wenigstens kam er nicht zu mir, sondern setzte sich auf das braune, längliche Ding, das im Raum stand. Dann begann plötzlich ein schwarzer Kasten zu flimmern und komische Geräusche zu machen. Ich erschrak zunächst, dann aber gewöhnte ich mich daran. Das Flimmern ignorierte ich und die Geräusche störten mich schon bald nicht mehr, sodass ich wieder einschlief.

Am nächsten Morgen weckte mich der Hunger. Ich flog auf den Boden, wo noch ein paar Körnchen lagen, die gestern von der Kolbenhirse gefallen waren. Es waren nicht viele und sie machten mich nicht satt. Mein Bauch schmerzte noch vor Hunger. Wann brachte mir der Federlose endlich etwas zu fressen? Dazu war er gut. Das war das einzige, das die Federlosen immer gut gemacht hatten, Futter bringen.

Da kam er herein und auf mich zu. Ich hatte wieder große Angst, wollte aber diesmal nicht in Panik ausbrechen, wenn er die Hand hineinstrecken würde. Er redete wieder mit seiner tiefen, bedrohlichen Stimme. Mein ganzer Körper bebte, als er direkt vor dem Käfig stand und auf mich einredete.

Er redete und sah nicht gerade so aus, als wolle er mir Futter bringen, aber was hatte er dann vor? Er sah sich um und öffnete dann das Türchen.

Er hatte ein großes Stück Kolbenhirse in der Hand und legte dieses in den Eingang. Was sollte dies nun bedeuten? Um an die Hirse zu gelangen würde ich aus dem Käfig hinausklettern müssen. Ich hatte so große Angst vor dem, was außerhalb des Käfigs lag. Ich hatte mich ja noch nicht einmal richtig an mein neues Zuhause gewöhnt und jetzt sollte ich mich schon der nächsten Aufgabe stellen? Der Federlose schaute mich erwartungsvoll an und redete weiter auf mich ein. Mein Hunger war riesig und mein Magen fühlte sich wie ein einziges Loch an. Aber sollte ich wirklich nach draußen gehen?

Ich flog auf die Stange am Türchen und lugte nach draußen. Es sah nicht wirklich viel anders aus als von innen. Dort auf dem Türchen, das mit einer Klammer waagrecht befestigt war, lag die Hirse. Der Hunger war schier unerträglich und mein Bauch wartete sehnsüchtig auf Futter. Vorsichtig setzte ich einen Fuß auf den Rand des Ausgangs. Der Federlose hatte bereits aufgehört zu reden und beobachtete mich gespannt. Jetzt setzte ich auch den zweiten Fuß auf den Rand. Mein Herz raste, meine Angst war enorm und der Hunger ebenfalls. Ich streckte mich um an die Hirse zu kommen, aber ich schaffte es nicht. Ich probierte es noch einmal, aber die Hirse lag einfach zu weit weg. Es musste sein. Ich musste ganz hinaus klettern. Langsam tappte ich auf dem Türchen nach vorne und biss in die Kolbenhirse. Plötzlich sprang der Federlose auf und rief mit hoher Stimme: „Toll hast du das gemacht!“ Ich erschrak mich so sehr, dass die Angst zur Panik wurde. Instinktiv flog ich los. Was hatte ich nur getan? Ich war einfach vom einigermaßen sicheren Käfig weggefliegen. Mein Puls raste, ich schnappte nach Luft und flog einfach weiter. Alles sah anderes aus. Ich war kopflos ins Verderben geflogen. Ich fühlte mich hilfloser denn je. Plötzlich tauchte vor mir eine riesige Holzwand auf. Ich versuchte auszuweichen, aber es war zu spät. Mit den Flügeln voraus donnerte ich an die Wand und fiel zu Boden. Mit einem lauten Knall kam ich unten auf. Alles vor meinen Augen verschwamm und mir war furchterlich schwindelig. Nach einigen Sekunden legte sich dies zum Glück wieder. Mein Herz überschlug sich fast, mein ganzer Körper bebte vor Angst und ich konnte gar nicht schnell genug nach Luft schnappen. Ich sah mich um. Alles war so groß und sah bedrohlich aus. Hinter mir, in unendlicher Ferne, erkannte ich den Käfig, der auf einem kleinen Tisch stand. Rechts von mir waren der jetzt so riesige Tisch mit den Stühlen und links das braune, längliche Ding unter dem die blaue Decke lag.

Der Federlose kam auf mich zu. Wieder brach ich in Panik aus, denn er war noch größer als sonst und wirkte somit wie eine tödliche Falle auf mich.

Ich flatterte wieder los, irrte umher und suchte vergeblich nach Landepunkten.

Mein Herz raste immer schneller und immer lauter. Ich riss den Schnabel auf und versuchte so gut es ging noch mehr Luft in meine Lungen zu pumpen. Ich flog große Kreise und sah nach unten, da waren der Holzboden, der Tisch und die Stühle. Plötzlich sah ich das Ding, das von der Decke hing. Ich wollte dort landen, denn es befand sich in sicherer Höhe, wo mich der Federlose nicht würde erreichen können. Mein Atem rasselte und meine Muskeln schmerzten. Ich schaffte es nicht mehr, zu dem Ding zu gelangen und stürzte erneut ab.

Diesmal landete ich auf dem Tisch. Wieder sehr unsanft. Ich schnappte nach Luft, meine Adern schienen zu platzen und jeder Herzschlag ließ meinen Körper erbeben. Ich zitterte am ganzen Leibe und verstand nichts mehr. Wieso war ich nur los geflogen? Ich verdamnte mich dafür, dass ich so blindlings ins Unglück gerast war.

Der Federlose kam mit einem grünen Netz, das an einem Stab befestigt war auf mich zu. Ich kannte diese Dinger von damals, als ich noch bei meiner Familie war. Die Federlosen hatten damit oft Artgenossen erhascht und sie kehrten nie mehr zurück. Diese Dinger waren gefährlich, sehr gefährlich. Ich musste hier weg, sonst würde mich der Federlose damit einfangen und was dann geschah, würde nicht sehr angenehm sein. Was es genau sein würde, wusste ich nicht, aber es würde schrecklich sein.

Ich flog also wieder los, auch wenn ich schon total erschöpft war. Ich brach in riesige Panik aus, als ich sah, dass mich der Federlose mit dem Netz verfolgte. Ich irrte umher, knallte beinahe gegen die Holzwand und versuchte einen sicheren Platz zu finden.

Meine Flügel schmerzten und auch das Atmen fiel mir schwer. Lange würde ich nicht mehr durchhalten. Da sah ich ein Kreuz und dahinter eine weite Fläche. Dort würde ich ihm bestimmt entweichen können. Ich steuerte also direkt darauf zu und flog so schnell ich konnte. Mein Herz pumpte so schnell wie noch nie, mein Atem überschlug sich beinahe und jeder Flügelschlag, jeder Atemzug schmerzte schrecklich. Aber gleich hatte ich es geschafft, das weiße Kreuz war nicht mehr weit weg. Voller Freude steckte ich meine letzten Kräfte ins Fliegen und wurde dadurch noch schneller. Plötzlich, ich war kurz vor meinem Ziel, sah ich einen weißen Welli, der mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit auf mich zukam. „Pass auf!“, kreischte ich, aber er wich nicht aus. Was sollte ich nur tun? Wir würden unweigerlich zusammenstoßen. Plötzlich verschwand er wieder, er war einfach verschwunden und ich sah wieder das weite Land. Jetzt hatte ich es gleich geschafft.

Da ertönte ein sehr lautes Knallen, ich wurde enorm abgebremst und alles tat mir weh. Ich schrie vor Schmerzen auf und stürzte zu Boden. Im Fallen versuchte ich etwas zu unternehmen, um nicht am Boden aufzukommen, aber ich schaffte es nicht. Ich hatte keine Kontrolle mehr. Alles vor meinen Augen verschwamm und mir war schwindliger denn je. Verzweifelt schrie ich um Hilfe. Ich hatte Panik. Was war das gewesen? Wogegen war ich da nur geflogen? Da war doch gar nichts gewesen. Mein Herz raste und ich konnte nicht mehr atmen. Ich geriet in unkontrollierte Angst, versuchte mit aller Kraft zu atmen, aber es ging einfach nicht. Meine ganze Brust schmerzte, zog sich zusammen und schien jeden Moment zu zerbersten. Ich strampelte mit den Füßen, versuchte die Flügel zu bewegen, aber auch über sie hatte ich keine Macht mehr.

Plötzlich geschah es. Ich knallte hart auf den Boden. Ich kam mit dem Rücken auf und spürte, wie sich jeder Muskel verkrampfte. Die Schmerzen waren unerträglich stark. Mein Kopf tat mir so furchtbar weh und alles drehte sich. Ich zappelte, versuchte mich auf den Bauch zu

drehen, aber es war zwecklos. Ich hatte keine Kontrolle mehr über meinen Körper. Ich sah das grüne Netz über mir, wie ein Käfig erstreckte es sich um mich herum. Dann wurde mir schwarz vor Augen. Die Ohnmacht entführte mich in die unendliche, dunkle Leere.

Als ich wieder aufwachte, fand ich mich im Boden meines neuen Zuhauses wieder. Neben mir lag ein großes Stück Kolbenhirse. Immer noch war mir schwindlig und alles tat mir weh. Ich sah alles verschwommen, nur wenn ich den Kopf verdrehte, sah ich es scharf. In dieser unbequemen Haltung sah ich mich um. Der Federlose war aus dem Raum verschwunden und es war ganz ruhig. Ich erinnerte mich nur vage an das, was ich erlebt hatte. Ich wusste, dass ich fliehen wollte und plötzlich gegen etwas Unsichtbares geknallt war. Dann war ich zu Boden gestürzt und der Federlose hatte mich mit dem Netz gefangen. Was dann geschehen war, wusste ich nicht mehr.

Ich zitterte immer noch am ganzen Körper und meine Nase brannte entsetzlich. Mein Herzrasen hatte sich gelegt und ich konnte wieder mit geschlossenem Schnabel atmen. Ein kleiner Trost. Aber die Schmerzen im Kopf und Rücken waren unerträglich.

Mein Hunger meldete sich und ich aß von der Kolbenhirse. Allerdings immer noch mit verdrehtem Kopf. Wenn ich ihn normal hielt, verschwamm alles vor meinen Augen und mir wurde schwindlig. Es war in dieser Haltung sehr schwierig zu fressen, aber so hatte ich die geringsten Schmerzen.

Nachdem ich meinen Hunger gestillt hatte, bekam ich Durst. Ich wollte zum Wassernapf flattern, aber meine Flügel taten noch zu weh, sodass ich wohl oder übel klettern musste. Hierbei verdrehte ich den Kopf nicht ganz so stark, damit ich mich mit dem Schnabel am Gitter festhalten konnte. Als ich endlich die Stange erreicht hatte, setzte ich mich langsam darauf. Ich war noch extrem wacklig auf den Beinen, aber das war wohl noch der Schock, der mir immer noch tief in den Gliedern steckte. Ich lief zum Wassernapf und verdrehte meinen Kopf wieder, doch dabei fiel ich von der Stange und landete im Sand. Was war nur los? Ich hatte überhaupt kein Gleichgewicht mehr. Verzweifelt lief ich am Boden umher. Ich drehte mich im Kreis, irrte durch die Gegend. Ich wusste nicht, warum ich das tat, aber es beruhigte mich und linderte die Schmerzen im Kopf. Ich lief immer weiter im Kreis, bis ich umfiel. Ich hatte schon wieder das Gleichgewicht verloren. Was war nur los mit mir? Seit dem Unfall konnte ich nicht mehr aufrecht stehen und musste immer den Kopf verdrehen, um nicht unter Schmerzen zu leiden. Ich fühlte mich hilflos. Ich sehnte mich nach meiner Familie und meinen Freunden. Ich wollte zurück zu ihnen, hier war es nur gefährlich. Die Einsamkeit machte mir jetzt noch mehr zu schaffen. Früher hatte mich meine Mutter tröstend unter den Flügel genommen, wenn ich mir wehgetan hatte, weil ich zum Beispiel beim Klettern runter gefallen war. Wie gern hätte ich jetzt einen Artgenossen gehabt, der mich tröstete.

Der Federlose betrat den Raum und kam zu mir. Ich erzitterte wieder vor Angst und lief schneller umher. Ich hatte seit dem Unfall noch größere Angst vor ihm, er hatte mich verfolgt und eingefangen. Meine Flügel zitterten und ich verdrehte den Kopf noch mehr. Es tat einfach gut, wenn ich ihn verdrehte. Ich lief im Kreis und fiel auch immer wieder hin. Der Federlose kam ganz nah an den Käfig. Ich versuchte auf eine Stange zu fliegen, hier am Boden fühlte ich mich unsicher. Ich schaffte es auch endlich, allerdings mit Mühe, auf eine Stange zu kommen. Doch kaum saß ich oben und drehte den Kopf wieder, damit er nicht wehtat, purzelte ich von der Stange. Ich versuchte es noch ein paar Mal, aber es lief immer auf dasselbe Ergebnis hinaus: ich hatte überhaupt kein Gleichgewicht mehr. Der Federlose schaute mich besorgt an. Ich zitterte immer noch stark, aber ich hatte mich inzwischen ein wenig an seine Besuche gewöhnt.

Der Federlose ging wieder und ich versuchte noch ein letztes Mal, auf der Stange zu sitzen, aber ich stürzte wieder ab. Ich gab auf, kauerte mich auf dem Boden zusammen und ruhte mich aus.

Was war nur geschehen? Mir tat immer noch alles weh und ich war auch noch total erschöpft. Meine Nase brannte noch und juckte zudem stark. Immer wieder kratzte ich mich dort, aber es linderte den Juckreiz nur kurz und sorgte dafür, dass es danach umso stärker juckte und brannte.

Im Raum war es bereits dunkler geworden und ich beschloss zu schlafen. Mittlerweile war es sehr anstrengend geworden, den Kopf zu verdrehen, aber wenn ich ihn normal hielt tat es wieder so weh.

Ich tappte zur Wand der Bodenschale und lehnte dort meinen Kopf an. Das war eine gute Lösung, so würde ich schlafen können. Doch so schnell ging das leider nicht, da meine Nase immer noch so furchtbar juckte. Ich versuchte dies zu ignorieren, aber es war kaum möglich.

Alles war so schrecklich hier. Ich wollte einfach nur weg, zurück zu meiner Familie. Ich wünschte, dass das alles nur ein böser Traum sei, ich jeden Moment aufwachen und bei meiner Familie sein würde.

Aber es war kein Traum und das wusste ich auch. Ich erinnerte mich wieder an das, was mir meine Mutter vom Glück erzählt hatte. Auch wenn ich nicht mehr daran glaubte, dass ich eines Tages Glück haben würde, überlegte ich, ob es das nicht vielleicht doch gab. Vielleicht gab es Glück ja wirklich. Und vielleicht hatten andere Wellis mehr davon als ich. Ich wünschte es ihnen, denn das, was mir hier widerfuhr, sollte kein anderer Welli je erleben müssen. Es war einfach zu schrecklich.

Nach langer Zeit schlief ich endlich ein.

Am nächsten Morgen weckte mich die juckende Nase auf. Ich kratzte mich wie wild, aber es hörte nicht auf.

Ich hatte Hunger und wartete schon ungeduldig darauf, dass der Federlose mir etwas brachte. Auch wenn es wieder stressig werden würde, wartete ich doch sehnsüchtig auf ihn, da er mir etwas zu Fressen bringen würde. Es dauerte auch gar nicht lange, da betrat er schon den Raum. Er hatte ein langes Stück Kolbenhirse in der Hand.

Er öffnete das Türchen und streckte seine Hand hinein. Ich bekam Angst, sie war so groß. Ich hasste es, wenn er in den Käfig langte, aber es musste sein. Ich zitterte am ganzen Körper und versuchte mich so weit wie möglich von seiner Hand zu entfernen. Er befestigte die Hirse am Käfigdach, sodass sie neben der Stange hing. Dann zog er seine Hand langsam wieder heraus und beobachtete mich.

Ich flatterte auf die Stange, doch kaum hatte ich mich darauf gesetzt, stürzte ich schon wieder ab. Ich hatte ganz vergessen, dass ich ja kein Gleichgewicht mehr hatte. Was sollte ich jetzt bloß tun, ich musste doch etwas fressen. Ich versuchte es immer und immer wieder, aber jedes Mal fiel ich von der Stange. Es lag wohl daran, dass ich den Kopf schief hielt, aber ohne das Verdrehen hatte ich starke Schmerzen. Der Federlose sah das und schien nicht erfreut zu sein.

Ich war am Rande der Verzweiflung. Ich konnte nicht auf der Stange sitzen und das Gitter war zu weit weg, sodass ich auch nicht hinklettern konnte. Der Hunger bedrückte mich sehr und der Anblick der Hirse, die so voll und lecker dort oben hing, machte mich verrückt. Ich wollte unbedingt an sie ran. Es gab nur eine einzige Möglichkeit: ich musste aufhören, meinen Kopf zu verdrehen.

Ich flog erneut auf die Stange und hielt diesmal den Kopf normal. Ein stechender Schmerz durchfuhr mich, das Bild vor meinen Augen verschwamm. Ein enormer Druck lastete auf meinem Kopf. Ich lief langsam auf der Stange, bis ich die Hirse erreicht hatte. Gierig schlang

ich sie hinunter. Nur mit Mühe konnte ich den Kopf gerade halten. Wenigstens fiel ich jetzt nicht von der Stange, aber lange würde ich es nicht mehr aushalten. Es fühlte sich an, als würde jeden Moment mein Kopf in lauter kleine Teile zerspringen. Der Druck war riesig groß. Mein gesamter Körper wurde von Schmerzen durchbohrt. Mir wurde schwindlig und dann passierte es. Ich stürzte vornüber von der Stange und fiel zu allem Überfluss auch noch auf meinen Flügel. Der Sand sprühte mir in den Schnabel. Die Muskeln im Hals zogen sich zusammen und mir blieb nichts anderes übrig, als nachzugeben und den Kopf zu drehen. Die Schmerzen ließen nach, ich sah wieder scharf und mir war auch nicht mehr schwindlig. Nur meine Nase brannte noch. Ich rappelte mich hoch und setzte mich in den Sand. Was war nur mit mir geschehen? Ich war zutiefst erschüttert. Ich würde nie mehr normal leben können. Leise sang ich das Lied, das mir meine Mutter immer zum Trost gesungen hatte. Ich erinnerte mich an mein altes Zuhause. Es war dort so schön gewesen. Seit ich hier war, ging es mir schlecht. Früher hatte ich den ganzen Tag Spaß mit meinen Freunden. Nun wurde mein Alltag von Leid, Angst und Langeweile geprägt. Die Nase schmerzte, ich konnte nicht mehr auf der Stange sitzen und musste die ganze Zeit meinen Kopf verdrehen.

Plötzlich fiel mir mit Schrecken auf, dass ich meinen Namen vergessen hatte. Ich hatte vergessen, wie ich hieß. Und ich wusste auch nicht mehr, wie meine Familie und meine Freunde hießen. So weit war es also schon mit mir gekommen. Die Einsamkeit machte mich krank. Ich hatte das wohl Wichtigste in meinem Leben vergessen: meinen Namen. Nur das Lied, das hatte ich nicht vergessen. Und die Erinnerung an all die schönen Momente, die ich zu Hause gehabt hatte. Ich drehte mich im Kreis und sang das Lied. Ich sang es ganz leise und es tröstete mich. Es tat gut, im Kreis zu laufen. Denn es war genauso sinnlos wie mein Leben hier. Einfach nur sinn- und nutzlos.

Ich kratzte mich an meiner Nase, die immer noch so schrecklich juckte. Plötzlich fühlte ich etwas Warmes, Feuchtes an meinem Fuß. Ich schaute ihn an: Blut. Ich hatte meine Nase schon blutig gekratzt. Da lief mir ein dicker Tropfen über den Schnabel und klatschte auf den Boden. Verzweiflung brach in mir aus. Was sollte ich nur tun, es tat so fürchterlich weh und blutete sehr stark.

Ich rannte noch schneller im Kreis und versuchte meine Panik abzubauen, die sich langsam aber sicher in mir ausbreitete.

Da betrat der Federlose den Raum. Er hatte eine Schachtel dabei. Wollte er mich etwa wieder in die Schachtel stecken und wegbringen? Wohin sollte die Reise diesmal gehen?

Er öffnete den Käfig und langte mit der Hand hinein. Jetzt brach ich vollkommen in Panik aus. Wild flatterte ich umher. Ich stieß immer wieder gegen die Stangen und Wände. Der Federlose versuchte mich zu packen. Mein Herz raste, alles schmerzte und ich hatte unendliche Angst. Ich wollte nicht gefangen werden. Ich wollte nicht weggebracht werden. Ich wollte einfach nur in Ruhe gelassen werden. Ich knallte mit der Nase gegen eine Stange. Ein unbeschreiblich heftiger Schmerz durchfuhr mich. Ich schrie laut auf. Plötzlich packte mich der Federlose am Flügel, zog mich auf den Boden und umschloss mich mit der Hand. Ich verbiss mich in einen seiner Finger und versuchte mich zu befreien. Doch es war zwecklos. Er setzte mich in die Schachtel und schloss den Deckel. Dunkelheit umhüllte mich.

In wechselnden Händen

Meine Nase schmerzte, ich verdrehte den Kopf und wimmerte leise. Mein ganzer Körper bebte vor Angst und ich wusste nicht, wohin ich jetzt gebracht würde. Ich hatte wirklich kein Glück.

Die Schachtel wurde durchgeschüttelt und ich fiel von einer Seite zur anderen. Immer wieder knallte ich auf die Nase und jedes Mal schmerzte es so, dass ich dachte, ich würde auseinander gerissen. Wann würde dieser Horror endlich aufhören?

Die Zeit, die ich in der Schachtel verbrachte, erschien mir wie eine Ewigkeit. Dann endlich hörte das Gerüttel auf. Jemand öffnete die Schachtel und holte mich mit einem einzigen Handgriff heraus. Es war eine kräftige, grobe Hand. Ich zitterte, hatte Angst, er würde mich zerdrücken.

Fremde Gerüche lagen in der Luft. Und ich hörte Stimmen. Stimmen anderer Wellis. Mein Herz raste noch mehr, alles schmerzte stärker, aber ich hatte Hoffnung. Würde ich endlich neue Artgenossen bekommen? Ich konnte es kaum fassen. Hatte ich also doch Glück? Gab es das tatsächlich, Glück? Ich schrie vor Freude auf.

Der Federlose tippte mit der anderen Hand auf meine Nase und riss mich so aus meinen schönen Gedanken. Es schmerzte entsetzlich, wenn er das tat. Ich hatte immer noch unvorstellbar große Angst und fühlte mich eingeeengt in der Hand des Federlosen. Ängstlich schrie ich.

Der Federlose setzte mich in einen winzigen Käfig, der nur eine Stange hatte. Ich versuchte mich darauf zu setzen, aber durch mein Kopfdrehen fiel ich natürlich runter. Die Angst machte mich verrückt und ich begann erneut im Kreis zu laufen. Ich musste irgendetwas machen, sonst würde ich ausrasten. Die Angst war zu einem riesigen Berg geworden, der sich in mir anstaute. Im Kreis zu laufen tat gut. Ich wusste nicht wieso, aber es beruhigte mich ein wenig. Ich kratzte mich immer wieder an der Nase, die immer noch blutete und schrecklich juckte.

Die Federlosen betrachteten mich skeptisch und einer sagte etwas, das ich natürlich nicht verstand. Aber es schien nichts Gutes für mich zu bedeuten. Was hatten sie vor?

„Machen wir es gleich, dann muss das Tier nicht mehr leiden. Das wird eh nicht mehr“, meinte der eine, als sie mich lange angesehen hatten. Mein Herz raste, ich schnappte nach Luft und brach in Panik aus. Ich spürte, dass etwas Schreckliches passieren würde. Der eine Federlose griff in den Käfig und versuchte mich zu fangen. Ich flatterte wild umher, auch wenn mein ganzer Körper dabei schmerzte und zu zerreißen schien, ich wollte nicht gefangen werden.

Doch dann erwischte er mich. Er drückte meine Flügel fest an meinen Körper und zog mich aus dem Käfig. Ich schrie, kratzte und biss ihn, aber er ließ mich nicht los. Ich zitterte so stark wie noch nie zuvor. Ich hatte unglaublich Angst. Alles tat mir weh und ich hatte die Hoffnung verloren, dass ich zu den Wellis kam, die im Hintergrund zu hören waren. Es würde noch schlimmer sein, als bei dem einen Federlosen zu Hause, das wusste ich. Mein Herz raste, ich riss den Schnabel auf und japste nach Luft.

Eine Federlose betrat den Raum und kam zu uns. Sie sah viel ungefährlicher als die anderen aus und fragte den Federlosen, der mich in der Hand hielt: „Was macht ihr denn da?“

„Wir müssen den Wellensittich leider einschläfern, er ist schon total verrückt geworden, verdreht den Kopf und rennt im Kreis.“

„Was? Einschläfern? Diese süße Maus? Auf keinen Fall. Die krieg ich wieder hin.“

Die drei redeten viel und streng miteinander. Was geschah bloß mit mir? Ich hatte Angst und Schmerzen. Es war einfach nur schrecklich. Ich wollte nach Hause zu meiner Familie. Ich begann wieder das Lied zu singen, das ich von meiner Mutter kannte.

Nachdem mich der Federlose lange in der Hand gehalten hatte, setzte er mich wieder in den Käfig und schloss das Türchen. Ich drehte den Kopf wieder so, dass ich keine Schmerzen hatte. Noch immer saß mir der Schrecken in den Gliedern und ich zitterte am ganzen Leib. Ich hechelte stark und hörte mein Herz laut und schnell schlagen.

Die Federlose sah mich traurig an und sprach beruhigend mit mir. Ihre Stimme war viel angenehmer als die des Federlosen, der mich hierher gebracht hatte. Die Federlose legte eine Decke über den Käfig und es wurde dunkel. Ich saß am Boden, da ich mich ja nicht auf der Stange halten konnte. Der Käfig wurde ein wenig geschüttelt, aber es war noch auszuhalten und nicht so schlimm wie die letzten Male.

Ich beruhigte mich langsam und auch mein Puls sank wieder. Ich kratzte mich oft an der Nase, auch wenn es dadurch nur noch stärker blutete.

Ich dachte zurück an damals, als ich noch ein Welli gewesen war. Jetzt war ich nur noch ein Ding, das von einem Federlosen zum anderen geschoben wurde. Niemand wollte mich haben. Nur weil ich blutete? Nur weil ich meinen Kopf verdrehte? Nur weil ich kein Glück hatte? Deswegen war ich doch trotzdem noch ein Welli. Ich war halt ein wenig anders als die anderen, aber war das so schlimm? Ich sang das Lied, um mich zu trösten. Ich würde einsam bleiben, nie Glück erfahren und Liebe sowieso nicht. Niemand wollte mich haben. Damals war alles noch so schön gewesen. Ich war ein glücklicher, zufriedener Welli gewesen, der Spaß am Leben hatte. Ich hatte den ganzen Tag mit meinen Freunden gespielt und Unsinn gemacht. War damit meinen Eltern auf die Nerven gegangen und hatte gelernt, mich durchzusetzen. Ich hatte auch gelernt, den Federlosen zu vertrauen und sie hatten uns nichts Böses getan.

Doch die letzten, die ich gesehen hatte, hatten allerhand Schreckliches mit mir gemacht. Sie hatten mich von meinen Lieben getrennt. Ich hatte mir geschworen, ihnen nie wieder zu vertrauen und dabei würde ich auch bleiben. Nie wieder würde ich einem Federlosen trauen, sie brachten nur Unheil über mich.

Plötzlich nahm die Federlose das Tuch vom Käfig und sah mich besorgt an. Ich war in einem neuen Raum. Es war ein großer Raum mit vielen neuen Gerüchen, die mir Angst bereiteten. Es standen ein Tisch und Stühle herum. Es lagen rote Decken am Boden und auch ein rotes, längliches Ding stand herum. Die Wände waren weiß und es gab auch ein paar Holzwände. Es sah fast so aus wie im letzten Zuhause. Was sollte ich hier? Sollte ich hier auch wieder allein bleiben? Sollte ich hier auch wieder herumirren und mich verletzen?

Die Federlose ging und ich war allein. Allein mit meinen Schmerzen, die fast unerträglich waren. Ich kratzte mich an der Nase und das Blut rann mir wieder über den Schnabel. Es war mir egal. Wen kümmerte das? Ich lief unruhig umher, versuchte immer wieder auf der Stange zu sitzen und fiel jedes Mal unsanft auf den Boden. Ich gab die Hoffnung auf Glück auf, ich gab mich auf. Mein Leben hatte keinen Sinn mehr. Ich hatte nur Schmerzen und konnte nicht einmal auf einer Stange sitzen. Und wahrscheinlich würde ich hier für immer allein sein.

Ich kauerte mich in eine Ecke des Käfigs und ruhte mich aus. Das alles war so anstrengend gewesen und die neue Umgebung wirkte bedrohlich auf mich. Ich wusste nicht, warum die Federlosen das getan hatten. Ich verstand sie einfach nicht. Ich hatte nur einen Wunsch: einen

Artgenossen. Ich wollte nichts mehr als einen anderen Welli in meiner Umgebung. Die Einsamkeit machte mich verrückt. Ich fing schon fast an, mit mir selbst zu reden.

Da kam die Federlose wieder und mit ihr eine andere. Sie kamen auf mich zu. Ich bekam Angst, ahnte Schlimmes. Die neue Federlose öffnete den Käfig und versuchte mich zu fangen. Wann hörte das endlich auf? Ich flatterte aufgeregt umher, stieß mich oft an und hatte riesige Panik. Mein Herz raste, ich schnappte nach Luft. Es war wie jedes Mal, wenn mich ein Federloser einfangen wollte. Alles schmerzte. Schon nach kurzer Zeit gab ich auf, setzte mich auf den Boden und wurde gefangen. Ich war viel zu müde und hatte einfach keine Kraft mehr, mich gegen die Federlosen zu wehren. Die Hand der Federlosen roch komisch und nach Angst. Nach Angst anderer Wellis. Sie schien nichts Schönes mit mir vorzuhaben. Die Federlose holte mich aus dem Käfig und betrachtete meine wunde Nase. Dann schmierte sie irgend so ein klebriges Zeug darauf. Es tat ziemlich weh, aber ich ließ es über mich ergehen. Würde ich mich wehren, würde alles nur noch länger dauern. Dann tastete sie mir den Bauch ab, blies mir ins Gefieder und schaute immer wieder skeptisch. Doch das alles war nicht so schlimm, wie das, was sie danach tat. Sie drückte meinen Kopf zur Seite, sodass er in normaler Stellung war. Es schmerzte unheimlich. Ich schrie auf und zappelte. Ich versuchte meinen Kopf wieder zu drehen, aber die Federlose ließ es nicht zu.

Alles vor meinen Augen verschwamm, mir wurde schwindlig und ein stechender Schmerz durchfuhr meinen Körper. Ich flehte, dass die Federlose bald losließ. Ich schrie so laut ich nur konnte. Warum quälte sie mich so?

Endlich nahm die Federlose ihren Finger von meinem Kopf weg. Sofort drehte ich ihn wieder zur Seite. Die Schmerzen ließen nach und ich konnte wieder scharf sehen. Schwindlig war mir auch nicht mehr. Die Federlose setzte mich wieder in den Käfig und zog die Hand heraus. Endlich verschwand dieser eklige Geruch wieder. Er war so beängstigend.

Die zwei Federlosen redeten noch lange mit einander, bis sie endlich aus dem Raum verschwanden. Ich ordnete mein Gefieder, das die Federlose ganz durcheinander gebracht hatte. Dann kauerte ich mich in eine Ecke und versuchte ein wenig zu schlafen. Immer wieder kratzte ich mich an der Nase, da sie noch sehr stark juckte. Ich war so erschöpft, dass mir schon nach kurzer Zeit die Augen zufielen. Ich hatte mich schon daran gewöhnt, am Boden zu schlafen. Am Anfang war es ganz schön unangenehm gewesen.

Was, wenn ich nie wieder auf einer Stange sitzen könnte? Dann würde ich für immer am Boden sitzen müssen. Dieser Gedanke war schrecklich.

Nachdem ich noch einige Zeit nachgedacht hatte, schlief ich ein.

Ich schlief den ganzen restlichen Tag und die darauf folgende Nacht lang. Bis mich am nächsten Morgen die Federlose weckte. Sie kam mit einer kleinen Schüssel in den Raum. Sie lief direkt auf mich zu. Wollte sie etwa zu mir? Ich bekam Angst, lief aufgeregt umher. Die Federlose öffnete das Türchen und streckte ganz langsam ihre Hand mit der Schale in den Käfig. Ich flatterte nervös umher, hatte Panik vor dem neuen Ding. Ich flog gegen das Gitter und klammerte mich keuchend daran. Die Federlose redete auf mich ein und kam mit ihrer Hand auf mich zu. Ich flog durch den Käfig und versuchte ihr zu entweichen, denn sie wollte mich schon wieder einfangen. Aber ich hatte keine Lust darauf. Ich hatte nie Lust, gefangen zu werden.

Plötzlich erwischte sie mich doch und zog mich aus dem Käfig. Mein Herz raste wieder, ich hatte unendlich große Angst und schrie laut auf. Doch das alles hielt die Federlose nicht davon ab, mir wieder dieses klebrige Zeug auf die Nase zu schmieren. Es roch widerlich. Das war mir beim letzten Mal gar nicht aufgefallen. Da hatte ich gar nichts gerochen. Vielleicht war das ja doch nicht so schlimm? Vielleicht half es mir ja sogar?

Dann steckte mir die Federlose irgend so ein Ding in den Schnabel aus dem eine bittere Flüssigkeit kam. Ich hatte keine andere Wahl, als sie zu schlucken. Es schmeckte einfach nur

eklig. Die Federlose zog das Ding wieder heraus und setzte mich in den Käfig zurück. Ich hatte immer noch den widerlichen Geschmack auf der Zunge. Was das wohl gewesen sein mag? Ich hoffte, dass ich es nie wieder würde trinken müssen.

Ich entdeckte das Schälchen am anderen Ende des Käfigbodens. Neugierig, was es wohl sein mochte, lief ich darauf zu. Ich lugte vorsichtig hinein und sah leckeres Futter. Bei diesem Anblick bekam ich Appetit und sprang auf den Rand. Doch durch den verdrehten Kopf fiel ich mittenrein. Erschrocken flatterte ich wieder heraus. Ich startete einen neuen Versuch. Diesmal versuchte ich den Kopf gerade zu halten, aber es tat zu weh. Ich verdrehte ihn wieder und fiel erneut in die Schale. Diesmal blieb ich sitzen und begann zu fressen. Wenn ich nicht auf dem Rand sitzen konnte, musste ich eben innen drin sitzen. Es war ziemlich umständlich so zu fressen, aber meine einzige Möglichkeit. Das Futter schmeckte irgendwie anders. Nicht so wie sonst, sondern viel bitterer. Ich konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Wahrscheinlich hatte die Federlose hier nur anderes Futter, als die in meinem alten Zuhause. Wieder holte mich die Erinnerung ein. Meine Eltern würden mich bestimmt vermissen. Und meine Freunde auch. Ob sie noch wussten, wie ich hieß? Ich hatte es ja vergessen. Ich sehnte mich so nach meinen Artgenossen. Sie hätten mich jetzt bestimmt gefüttert. Das wäre viel angenehmer und einfacher gewesen. Aber diese gemeinen Federlosen hatten uns getrennt. Und mich aus meiner vertrauten Umgebung gerissen. Damit hatten sie mein Vertrauen verloren. Ich würde ihnen nie wieder trauen, denn sie hatten mir meine Chance auf Glück und Liebe genommen. Und ganz besonders der erste Federlose, der mich mit zu sich nach Hause genommen hatte, hatte mir das Leben zur Hölle gemacht. Durch ihn hatte ich den Unfall und musste nun unter Schmerzen leiden. Immer wieder musste ich mich an der Nase kratzen, nur wegen ihm.

Für den Rest des Tages blieb ich ungestört und ruhte mich aus. Es war alles so aufregend und schon mein zweites, neues Zuhause, das mir genauso wenig gefiel wie das erste. Wie oft würde ich mich wohl noch an eine neue Umgebung gewöhnen müssen? Würde ich alle paar Tage weggebracht werden? Immer dann, wenn ich mich daran gewöhnt hatte?

Am Abend versuchte ich noch ein paar Mal auf der Stange zu sitzen, aber es war einfach unmöglich. Ich setzte mich also auf dem Boden in eine Ecke, lehnte den Kopf an und versuchte zu schlafen.

Meine Nase juckte immer noch, aber nicht mehr so stark wie an den Tagen zuvor. Das Zeug, das mir die Federlose draufgeschmiert hatte, war gar nicht so schlimm. Seitdem konnte ich sogar wieder ein wenig riechen. Die Federlose war mir auch viel sympathischer als der Mann. Gab es für mich vielleicht doch noch eine Hoffnung auf Glück? Würde ich vielleicht doch noch eines Tages einen anderen Welli kennen lernen? Es wäre das Schönste, was mir je passieren könnte, ein Artgenosse.

Nachdem ich noch ein wenig darüber nachgedacht hatte, schlief ich ein.

Am nächsten Tag weckte mich, wie immer, der Hunger. Und genau zu diesem Zeitpunkt kam die Federlose ins Zimmer.

Anstatt mir jedoch Futter zu bringen jagte sie mich schon wieder durch den Käfig und wollte mich fangen. Ich hatte Panik, wurde jedoch schnell erwischt.

Wieder bekam ich diesen klebrigen Brei auf die Nase gestrichen und das blöde Ding in den Schnabel gesteckt. Wieder ergoss sich daraus die bittere Flüssigkeit.

Die Federlose hielt mich sacht aber bestimmt in den Händen. Sie war viel sanfter als die, die mich gestern das erste Mal gefangen hatte. Sie redete leise mit mir und es beruhigte mich irgendwie. Ich fühlte mich gar nicht mehr so unwohl in ihren Händen wie das letzte Mal. Ich

hatte das Gefühl, dass sie mir nichts Böses tun wollte, sondern nur helfen. Diese Federlosen hatten eine komische Art uns zu helfen. Sie waren überhaupt komisch und kein Welli der Welt würde je einen von ihnen verstehen können.

Nach einigen Minuten setzte sie mich wieder in den Käfig und stellte mir auch noch das Schälchen mit frischem Futter hinein.

Ich stürzte mich hungrig darauf und musste wieder im Schälchen innen drin fressen, weil ich wie immer vom Rand gefallen war. Hoffentlich konnte mir die Federlose dabei auch helfen, denn es war eine große Last für mich.

Am heutigen Tag hatte ich also den Schwur gebrochen, den ich ganz am Anfang, als mich der Federlose zu sich nach Hause mitnahm, gefasst hatte. Ich hatte mir damals geschworen, den Federlosen aus dem Weg zu gehen, aber heute hatte ich mich in der Hand der Federlosen beruhigen können. Ich war nicht in große Panik ausgebrochen, sondern hatte alles über mich ergehen lassen. Langsam fing ich an, der Federlosen zu vertrauen. Ich hoffte, dass das kein Fehler war, aber ich hatte ein gutes Gefühl. Diese Federlose würde mich nicht mehr abschieben, da war ich mir ganz sicher.

Es ging einige Tage so. Am Morgen fing mich die Federlose ein, ich musste das widerliche Zeug trinken und sie rieb mir die Nase ein. Es war immer sehr unangenehm, aber es half mir. Schon bald konnte ich wieder so gut wie früher riechen und auch der Juckreiz hatte sich etwas gelegt, war aber immer noch sehr stark.

Ich ließ mich auch sehr schnell fangen, denn es ersparte mir erheblichen Stress.

Nur meinen Kopf konnte sie nicht heilen. Ich musste ihn nach wie vor so stark verdrehen, dass ich von den Stangen fiel und immer am Boden sitzen musste, Tag und Nacht. Das war ziemlich lästig.

Eines Morgens kam die Federlose und mit ihr die, die ich vom ersten Tag kannte. Was wollte die schon wieder hier? Wollte sie mich etwa noch mal sehen? Mich wieder fangen und so fest packen? Ich hatte Angst vor ihr.

Vor der anderen Federlosen nicht mehr so, an sie hatte ich mich gewöhnt.

Die Fremde blieb jedoch, zum Glück, vor dem Käfig stehen und streckte ihre Hand nicht hinein. Ich war erleichtert.

Nachdem sie mich einige Zeit betrachtet hatte, sagte sie etwas zu der anderen: „Ja, ich denke, dass sie den Transport packt. Sie ist relativ fit. Wie nett von Ihrer Freundin.“ Meine Federlose freute sich scheinbar über das, was die Fremde zu ihr gesagt hatte. Ich freute mich auch, denn ich hatte das Gefühl, dass es gut für mich sei.

Nachdem die Fremde gegangen war, redete meine Federlose erfreut und doch leicht aufgeregt mit mir. Ich verstand sie natürlich nicht, zwitscherte aber leise. Ich mochte sie. Auch wenn sie mich jeden Tag einfing und mir dieses bittere Zeug verabreichte, war sie nett. Sie war oft bei mir und wirkte nicht so bedrohlich wie der Federlose, bei dem ich zuvor war. Bei ihr würde es mir gut gehen und bei ihr würde ich gesund werden. Und vielleicht holte sie mir ja noch einen Artgenossen? Denn so nett und lieb sie auch war, sie war doch kein Ersatz für einen Spielkameraden, der meine Sprache verstand.

Später ging die Federlose aus dem Haus. Ich wusste bereits, welches Geräusch sie machte, wenn sie wegging. Sie blieb lange weg. Erst am späten Nachmittag, als es schon fast dunkel war, kam sie wieder. Freudestrahlend kam sie an meinen Käfig, in der Hand hatte sie ein großes Stück Kolbenhirse.

„Schau meine Süße, das ist für dich! Morgen ist dein großer Tag!“, sagte sie mit fröhlicher Stimme, als sie mir ganz langsam die Hirse auf den Käfigboden legte.

Ich war vorsichtshalber in eine Ecke gelaufen, aber war nicht in Panik ausgebrochen. Ich wusste, dass sie mich nicht fangen würde.

Als sie ihre Hand wieder herausgezogen hatte, begann ich zu fressen. Ich genoss die leckere Kost in vollen Zügen, auch wenn mich die Federlose beobachtete. Bei meinem vorherigen Besitzer hätte ich das nie getan. Aber sie war mir schon vertraut, denn sie war ja sehr oft hier und redete mit mir.

Am Abend war sie ganz aufgeregt, als sie noch mal vorbeischaute. „Ach Kleine“, seufzte sie, „Jetzt muss ich dich wieder hergeben, wo ich dich doch so lieb gewonnen hab. Na ja, da wo du hinkommst, wird’s dir besser gehen als hier“ Sie schien sehr traurig zu sein. Aber warum bloß? Ich hatte mich doch immer ganz brav verhalten und war schon etwas fitter als noch vor einigen Tagen. Sie ging wieder und senkte den Kopf. Sie tat mir leid, aber ich wusste nicht, warum sie so traurig war.

Als sie weg war, versuchte ich zu schlafen. Ich lehnte meinen verdrehten Kopf wieder an die Wand und dachte noch lange nach, warum meine Federlose so traurig gewesen war. Nach langer Zeit schlief ich endlich ein.

Die letzte Reise

Am nächsten Tag weckte mich das aufgeregte Herumlaufen meiner Federlosen. Immer wieder ging sie aus dem Raum und kam nach kurzer Zeit wieder. Sie schien ziemlich nervös zu sein. Warum bloß? Hatte es vielleicht etwas mit mir zu tun?

Plötzlich schreckte sie hoch, schaute mich an und verließ schnell den Raum. Ich machte mir Sorgen um sie, was hatte sie so aufgeregert gemacht?

Da sah ich, wie sie schon wieder mit einer fremden Federlosen, in den Raum kam. „Das ist sie... süß nicht?“, fragte meine Federlose mit leicht zitternder Stimme.

„Sie ist echt eine Schönheit. Aber ihr Zustand gefällt mir wirklich nicht. Was bist du eigentlich so aufgeregert?“

„Ach, die Kleine ist mir nur ans Herz gewachsen. Stimmt, so ganz fit ist sie nicht, aber sie wird’s schon schaffen“, sagte meine Federlose.

„Ganz bestimmt. Kleine... Himalia“, antwortete die Fremde nach kurzer Überlegung.

„Himalia? Wow, echt ein toller Name!“

Die beiden hatten sich noch lange unterhalten, bis meine den Raum verließ. Ich war nun mit der Fremden allein. Sie bereitete mir Herzrasen, denn sie kam noch näher an den Käfig. Sie hatte lange, rote Haare und ein komisches silbernes Ding auf der Nase. Dafür, dass sie fremd war, wirkte sie gar nicht mal so bedrohlich. Aber was wollte sie?

„Himalia. Na, was hältst du davon?“, sagte sie dann plötzlich.
Das erste Wort, das sie gesagt hatte, klang irgendwie schön. Und ich hatte das Gefühl, dass die Fremde damit mich gemeint hatte.

Da kam meine Federlose wieder in den Raum. Sie hatte eine braune, kleine Decke in der Hand. Sie kam damit auf meinen Käfig zu und legte das Ding auch noch darauf. Ich piepte verängstigt. Dann wurde es dunkel.

„Tschüss meine kleine Himalia!“, hörte ich meine Federlose traurig sagen. Was hatte das alles hier zu bedeuten?

Plötzlich begann der Käfig zu wackeln und ich wurde von einer Seite zur anderen geworfen. Ich wusste, dass ich wieder weggebracht wurde. Irgendwohin, wo es fremd und beängstigend war. „Federlose! Lass mich nicht allein!“, schrie ich so laut ich konnte. Wieso hatte sie das getan, meine liebe Federlose? Ich hatte mich so an sie gewöhnt. Nie hätte ich von ihr gedacht, dass auch sie mich abschieben würde. Das war bestimmt diese Fremde gewesen. Aber warum? Warum riss man mich aus meiner Umgebung, immer wenn ich mich gerade daran gewöhnt hatte?

Es schwirrten so viele Fragen in meinem Kopf umher. Mein Käfig wurde hin und her geschwenkt und mir war einfach nur fürchterlich zu Mute.

Meine Federlose war also auch nicht besser als alle anderen. Sie hatte mich, genau wie die zuvor, hergegeben. Zu jemand anders, der mich auch bald wieder hergeben würde.

Glück würde ich nie erleben. Ich war wohl dazu verdammt von einem Besitzer zum anderen geschoben zu werden. Warum bloß?

Ich kauerte mich in eine Ecke und verdrehte den Kopf noch mehr, so weit es nur ging. Ich hatte richtig Wut auf die Federlosen bekommen. Jetzt sollten sie sehen, was sie da angerichtet haben. Ich verdrehte den Kopf so weit und so fest ich nur konnte. Vielleicht brach ich mir dann irgendwann das Genick, dann würde dieses Elend ein Ende haben. Warum sollte ich noch leben, wenn ich doch eh nur Mangelware war? Ein fehlerhaftes Objekt, das der eine zum anderen schob.

Nach einigen Minuten gab ich auf. Ich schaffte es wohl doch nicht, mir den Hals zu brechen und hatte jetzt auch keine Kraft mehr dazu.

Meine Nase kratzte ich wieder auf, bis sie blutete. Mir war es egal, ob es schmerzte oder nicht, das interessierte doch eh niemanden.

Plötzlich hörte ich hallende Schritte, dann ein klirrendes Geräusch. Mir stieg ein fremder Geruch in die Nase. Und dann, ich glaubte es kaum, hörte ich Gezwitscher. Wellensittiche! Artgenossen? Ich traute meinen Ohren kaum. Hörte ich da etwa Wellis? Es mussten mindestens sieben sein! Doch schon bald verstummten sie wieder. Ich war ganz aufgeregt, wollte sie endlich sehen.

Da nahm die Federlose das Tuch vom Käfig. Voller Freude sah ich mich um, aber ich entdeckte keine Artgenossen.

Alles was ich sah, waren weiße Wände, Holzwände und ein rotes, längliches Ding, das ganz in der Nähe meines Käfigs stand. Etwas weiter hinten sah ich ein komisches Ding, dass von der Decke hing. Das alles sah genauso aus wie bei meiner Federlosen, nur dass statt ihr die Fremde vor dem Käfig stand.

„Oh Himalia, was hast du nur mit deiner Nase gemacht? Sie blutet ja richtig stark“, sagte die Federlose.

Dann ging sie aus dem Raum. An diesem Tag kam sie nur noch ein paar Mal um nachzusehen, ob alles in Ordnung war.

Ich überlegte die ganze Zeit, ob ich mir die anderen Wellis nur eingebildet hatte, oder ob ich wirklich welche gehört hatte. Wahrscheinlich war ich einfach nur schon verrückt geworden.

Ich lehnte den Kopf an die Käfigwand und versuchte zu schlafen. Der ganze Tag war so furchtbar gewesen, alles war neu, fremd und Angst einflößend. Ich hatte mich oft an der Nase gekratzt und es hatte jedes Mal geblutet.

Nach langer Zeit konnte ich endlich schlafen.

Am nächsten Morgen wachte ich auf, weil die Federlose den Raum betrat. Sie hatte eine Schachtel dabei. In so einer Schachtel wurde ich von meinem alten zu Hause weggebracht. Was hatte sie vor? Wollte sie mich etwa schon wieder weggeben? Ich war nicht einmal einen Tag bei ihr und schon sollte ich sie wieder verlassen? Diese Federlose, die vermutlich noch andere Wellis hatte? Das konnte doch alles gar nicht wahr sein.

Doch es sah alles danach aus. Die Federlose fing mich ein. Es hatte mich viel Energie gekostet, weil ich ihr natürlich ausgewichen war. Ich hatte zwei Federn verloren und mir die Seele aus dem Leib geschrien. Ich hatte auch wie immer große Angst gehabt. Und dann hatte sie mich erwischt, als ich am Gitter gehangen hatte. Sie hielt mich in der Hand und schmierte diese klebrige Salbe auf meine Nase.

Dann steckte auch sie mir dieses komische Ding in den Schnabel, aus dem die bittere Flüssigkeit rann. Ich musste sie schlucken, aber es war einfach nur eklig, besonders weil die neue Federlose es machte. Als sie mir das Ding wieder herausgezogen hatte, biss ich ihr in die Hand. Verärgert sagte sie etwas und sah mich streng an. Ich fand, es war die gerechte Strafe für sie.

Danach setzte sie mich in die Schachtel und machte den Deckel zu. Dunkelheit umschloss mich. Ich hasste diese Schachteln und ich erinnerte mich an den Federlosen, der mich mitgenommen hatte, in genau so einem Ding.

Plötzlich hörte ich von draußen komische Geräusche. Was trieb die Federlose da nur? Ich lauschte aufmerksam und so spürte ich die Angst nicht, die mich in Panik versetzen wollte. Aber dieses Mal war ich stärker. Auch dies war ein Zeichen dafür, dass es mir schon etwas besser ging als noch vor einigen Tagen.

Mir kam es wie eine Ewigkeit vor, bis die Federlose die Schachtel wieder öffnete und nach mir griff. Da mich die plötzliche Helligkeit blendete, hatte die Federlose keine Probleme, mich zu packen.

Langsam trug sie mich in den Käfig zurück, aber er hatte sich verändert. Der Boden war weiß und sah komisch aus. Auch die Stangen waren dicker als vorher und seltsam weiß. An dem Ende einer Stange hing ein großes Stück Kolbenhirse.

Alles roch komisch und ganz anders. Das hatte die Federlose also gemacht. Sie hatte den ganzen Käfig verändert und für mich fremd gemacht.

Sie setzte mich auf den Boden und löste langsam ihren Griff, zog die Hand aus dem Käfig und schloss das Türchen. Der Boden war ganz weich und ich erschrak zunächst, flatterte auf eine Stange, aber auch diese waren weich und gaben sofort der Belastung nach.

Ich irrte einige Zeit verängstigt durch den Käfig, denn alles war so ungewohnt, doch schon bald verließen mich die Kräfte und ich landete erschöpft am Boden.

Eigentlich war das Weiche ganz angenehm, denn der Aufprall schmerzte gar nicht.

Normalerweise hätte ich mir dabei ziemlich wehgetan, aber dieses Mal wurde die ganze Wucht abgefedert und ich landete sanft. Da kam mir eine Idee in den Sinn. Jetzt, wo der Boden weich war und Aufschläge dämpfte, könnte ich wieder üben, auf Stangen zu sitzen.

Dies war mir bisher wegen des verdrehten Kopfes nicht möglich gewesen.

Ich ruhte mich einige Minuten aus, dann startete ich den ersten Versuch.

Ich flatterte auf die Stange mit der Hirse und krallte mich mit aller Kraft daran fest. Und tatsächlich: ich fiel nicht herunter. Voller Freude zwitscherte ich sanft. Dann lief ich

vorsichtig zur Hirse. Ich saß zwar noch total wackelig und unsicher auf der Stange, aber ich hatte es geschafft, mich oben zu halten. Und in diesem Moment zählte nur das für mich. Ich aß gierig die Hirse. Dabei fiel mir auf, dass ich es der Federlosen zu verdanken hatte, dass ich auf der Stange sitzen konnte und keine Schmerzen haben würde, falls ich auf den Boden fallen würde.

Apropos Federlose, wo war sie eigentlich? Normalerweise schauten mir die Federlosen immer zu, wenn ich fraß oder sie etwas im Käfig verändert hatten. Aber diese war nicht so. Sie musste wohl den Raum verlassen haben, nachdem sie mich in den Käfig gesetzt hatte.

Das gefiel mir. Sie schien genau zu wissen, was mir gut tat und was ich nicht mochte.

Allmählich fand ich richtig Gefallen an ihr. Auch wenn ich wahrscheinlich allein bleiben würde, war die Federlose nett. Sie ließ mich allein, wenn ich meine Ruhe haben wollte und schaute doch immer wieder vorbei, damit sie wusste, dass es mir gut ging.

Nachdem ich gefressen und meinen Durst gestillt hatte, wollte ich ein wenig schlafen. Ich drängte mich ans Gitter und lehnte dort meinen Kopf an. Noch immer krallte ich mich mit aller Kraft an den weichen Stangen fest, da ich sonst runter fallen würde.

Doch schon bald merkte ich, dass ich so unmöglich schlafen konnte. Es war einfach viel zu anstrengend. Etwas enttäuscht setzte ich mich also auf den Boden und nahm meine übliche Schlafpose ein. Auch wenn ich etwas traurig war, dass ich noch nicht auf der Stange schlafen konnte, hatte ich an diesem Tag doch erhebliche Fortschritte gemacht. Und alles auf einmal konnte man eben nicht haben.

Nachdem ich mich noch einmal ausgiebig geputzt und an der Nase gekratzt hatte, schlief ich ein.

Das ging einige Tage so. Am Morgen kam die Federlose mit Futter, dann ließ sie mich in Ruhe fressen. Einige Zeit später fing sie mich und rieb mir meine Nase mit der Creme ein und verabreichte mir dieses bittere Zeug. Dann ließ sie mich wieder eine Weile in Ruhe, bis sie mir schließlich wieder Futter brachte und ein bisschen bei mir blieb oder irgend so einen Kasten anschaltete, aus dem Stimmen oder Musik kamen. Das war immer eine sehr gute Abwechslung.

An den Nachmittagen kam sie dann mit der letzten Futterration.

Ich hatte mich sehr an sie gewöhnt und auch gelernt, dass sie mir nicht wehtat. So ließ ich mich schnell und stressfrei fangen und die Behandlungen über mich ergehen. Meine Nase heilte gut und der Juckreiz verminderte sich etwas. Dennoch musste ich mich dort noch sehr oft kratzen oder die Nase am Gitter reiben.

Mein Kopfverdrehen hatte sich jedoch noch kein bisschen gebessert. Aber ich hatte gelernt, damit für einige Minuten auf der Stange zu sitzen und jeden Tag schaffte ich es länger. Nur schlafen konnte ich immer noch nicht darauf, doch das würde ich auch bald lernen.

Ich hatte die Hoffnung auf andere Wellis zwar schon aufgegeben, aber ich war immer noch der festen Überzeugung, dass ich damals Artgenossen zwitschern gehört hatte.

Ich hatte mich mit meinem Schicksal abgefunden. Ich hatte akzeptiert, dass ich nicht gesund war und dass ich es wahrscheinlich auch nie mehr ganz sein würde. Auch hatte ich akzeptiert, dass ich alleine bleiben würde, aber der Schmerz, den die Einsamkeit auslöste, war zur Selbstverständlichkeit geworden. Ich hatte gelernt, dass man sich an fast alles gewöhnen konnte. So hatte ich mich daran gewöhnt die Nächte auf dem Boden zu verbringen, mich von der Federlosen behandeln zu lassen und einsam zu sein. Es bedrückte mich, aber ich konnte nichts daran ändern. Alles würde so bleiben, wie es jetzt war. Und immerhin war da ja noch meine Federlose, die sich sichtlich bemühte, mir ein schönes Leben zu machen.

Eines Tages veränderte sie sich jedoch. Sie kam am Morgen zu mir, aber ohne Futter. Sie sah mich ernst an und nahm dann schließlich meinen Käfig und trug ihn fort. Er wackelte so sehr,

dass ich wieder von der Stange fiel. Der Aufprall tat, Dank des weichen Bodens, aber kein bisschen weh. Neugierig und doch verängstigt schaute ich aus dem Käfig. Hinter mir lag der Raum, in dem mein Käfig bisher gestanden hatte. Plötzlich schob die Federlose eine große, weiße Wand zwischen mich und den Raum. Alles mir Bekannte war dahinter verborgen. Was hatte die Federlose nur vor? Wollte sie mich doch weggeben? Ich hatte gedacht, diese wäre anders als die anderen. Aber ich hatte mich wohl getäuscht, wahrscheinlich waren sie doch alle gleich, diese Federlosen.

Da schob die Federlose eine andere Wand zur Seite und was nun erschien, glaubte ich kaum. Da war ein Raum und in ihm Wellis! Sie riefen vergnügt, lachten, flatterten und sangen. Das alles kam mir wie ein Traum vor.

„Eine Neue! Leute! Eine Neue! Juhu! Kleine! Hallo!“, rief mir ein kleiner, blauer Hahn zu. Mein Herz raste vor Freude. Ich rief den anderen zu und konnte das alles nicht fassen.

Aufgeregt flatterte ich in dem Käfig hin und her.

„Na, Himalia, freust du dich?“, sprach die Federlose, die mich fröhlich ansah. Ich verstand sie nicht, aber ich war ihr unendlich dankbar. Sie hatte mir das geschenkt, wonach ich mich so sehr gesehnt hatte: Freunde. Nein, nicht nur Freunde, Glück. Sie hatte mir Glück geschenkt. Sie hatte mich in diesem Moment zum glücklichsten Geschöpf auf der Erde gemacht.

Der Raum war riesig und es standen große Käfige umher, aber sie waren leer. Alles Wellis und auch andere, größere, grüne und zartgelbe Vögel flogen im ganzen Raum umher.

Es waren sehr viele und alle schauten neugierig auf mich herab, redeten mit mir und waren sichtlich erfreut, dass ich zu ihnen gebracht worden war.

Die Federlose stellte meinen Käfig auf einem erhöhten Platz ab. Ich konnte mich gar nicht genug umsehen. Ich hatte keine Angst vor der neuen Umgebung, denn hier waren Artgenossen. Und sie schienen keinerlei Gründe für Angst zu haben.

Es gab so viele neue, tolle Dinge in diesem Zimmer. Alle möglichen Kletterbäume oder Sitzplätze. Sogar regelrechte Futterplätze an denen viel Frischkost angebracht war.

Plötzlich kam der kleine, blaue Hahn auf meinen Käfig geflattert. Er hatte mich davor schon begrüßt.

„Hallo! Du bist Neu hier, nicht wahr? Was hast du denn an deiner Nase? Die sieht total schlimm aus und wieso verdrehst du deinen Kopf so?“, löcherte er mich.

Ich erzählte ihm, was mir bei dem Federlosen passiert war und dass ich so schrecklich einsam gewesen war. Ich erzählte ihm auch von meiner alten Familie, meinen Freunden und den ganzen Federlosen, die mich gequält hatten. Natürlich sagte ich ihm auch, wie dankbar ich meiner Federlosen war, die mich hierher gebracht hatte.

„Ja, die Federlose ist wunderbar! Wie heißt du eigentlich? Ich bin Ares“, fragte er mich, nachdem er mir lange und aufmerksam zugehört hatte.

„Ich... ich hab meinen Namen vergessen. Die Einsamkeit machte mich krank. Ich hatte die Hoffnung auf Glück aufgegeben und da vergaß ich ihn. Aber ich glaube, die Federlose sagt immer Himalia zu mir. Das klingt so schön. So möchte ich heißen!“

„Himalia“, wiederholte Ares, „Ja, das klingt wirklich schön. Ich geh mal wieder zu den anderen, aber glaub mir, bald wirst auch du mit uns fliegen dürfen. Alle Neuankömmlinge stehen erstmal da! Tschüss!“

Als er weg war, war ich ein wenig traurig. Er war so hübsch und ich hatte mich so glücklich gefühlt, als er da gewesen war.

Ich sah mich weiter um und schaute den anderen beim Spielen zu. Immer wieder setzte ich mich auf die Stange und versuchte mich so lange wie möglich darauf zu halten. Aber nach einigen Minuten fiel ich wieder herunter.

Plötzlich sah ich etwas, das mir sehr gefiel. In einer Ecke des Raumes hingen ein Ring aus Holz und daneben eine Schaukel! Es erinnerte mich an damals, bei meiner Familie. Da hatte

ich auch eine Holzschaukel gehabt. Doch dieses Mal schmerzten die Erinnerungen nicht. Ich war nicht mehr allein und das tat mir so gut, dass ich nun gern an damals zurückdachte. An diesem Tag kam die Federlose nicht mehr. Als es dunkel wurde gingen die meisten der anderen in die Käfige, aber einige blieben auch draußen.

Ich setzte mich auf den Boden und fing an zu singen. Das Lied, das mir meine Mutter zum Trost gesungen hatte. Ich wusste nicht, warum ich genau dieses Lied sang, aber ich tat es. Alle anderen waren still und lauschten. Als ich aufgehört hatte zu singen, rief einer durch den Raum: „Hey, warum hörst du auf, Himalia?“ Es war Ares.

„Weil das Lied zu Ende ist“, sagte ich.

„Dann sing es doch bitte noch mal, es ist so schön!“, bat er mich. Ich fing wieder an.

Ich zwitscherte so lange, bis ich vor Müdigkeit einschlief. Und als ich im Schlaf versank, war ich so glücklich und zufrieden wie noch nie zuvor.

Am nächsten Morgen weckten mich die anderen, die bereits alle wieder aus ihren Käfig herausgekommen waren.

Ich putzte mich und unterhielt mich mit den anderen.

Dann kam die Federlose in den Raum. Sie hatte viel Futter dabei, das sie in die Näpfe füllte, die im Raum herumstanden. Viele stürzten sich gleich darauf, andere warteten noch.

Nun kam sie zu mir, hatte aber kein Futter mehr in der Hand.

Sie öffnete meinen Käfig und ging ein paar Schritte zurück. Endlich durfte ich zu den anderen hinaus! Ich kletterte auf den Rand des Käfigs und sprang dann heraus. Doch als ich in der Luft war, sah alles so anders aus. Und auch die vielen Artgenossen wirkten fremd auf mich. In diesem Moment wollte ich gar nicht mehr zu ihnen. Hatte ich mich eben noch so gefreut, hatte ich jetzt Angst vor ihnen. Was war nur los? Es waren doch auch Wellis.

Verängstigt flog ich abrupt eine Kurve und steuerte geradewegs auf ein weißes Kreuz zu.

Das erinnerte mich an damals, bei dem Federlosen. Als ich das erste und einzige Mal draußen war. Ich war genauso auf das Kreuz zugeflogen. Zwischen diesen Dingen gab es etwas, das ich nicht sehen konnte, an dem ich mir aber wehtat.

Ich brach in Panik aus und verlor die Kontrolle über meinen Körper. Ich flog immer weiter auf das Kreuz zu, wie in Trance. Ich würde wieder dagegen fliegen, mich wieder verletzen. Damals war es schon schlimm gewesen. Deswegen musste ich meinen Kopf verdrehen, mich sehr oft an der Nase kratzen und an unerträglichen Schmerzen leiden. Doch wie schlimm würde es diesmal sein, wenn ich immer noch an den Folgen des letzten Unfalls litt?

Wahrscheinlich würde ich tödlich verunglücken. Jetzt, wo ich doch Freunde hatte.

Plötzlich hörte ich eine Stimme aus dem Hintergrund: „Himalia, pass doch auf! Das Fenster!“ Ares. Ich sah aus dem Augenwinkel, wie er angesaust kam. Er flog so schnell, wie ich noch keinen Welli fliegen gesehen hatte. Immer schneller und kräftiger schlug er mit den Flügeln. Was hatte er nur vor? Da sah ich das Kreuz vor mir, größer denn je.

Dann flog Ares eine enge Kurve um mich. Er befand sich nur genau zwischen mir und dem Fenster. Ich würde mit ihm zusammenstoßen. Er würde sich ernsthaft verletzen. „Stopp! Halt an, das Fenster!“, schrie er mir immer wieder entgegen, aber ich konnte meinen Körper nicht mehr steuern. Da spürte ich seinen Körper an meinem. Mit einer ungeheuren Wucht drückte er mich zur Seite, sodass ich eine Kurve machte.

Dann ging alles ganz schnell. Ich flog nach dem Bogen weiter geradeaus, bis ich schließlich sicher auf meinem Käfig landete. Neben mir Ares. Wir keuchten beide heftig, waren aber unversehrt. Da fiel mir erst auf, was der kleine, blaue, pummelige Wellihahn da getan hatte: er hatte mir das Leben gerettet.

„Alles in Ordnung? Hast du dir wehgetan?“, fragte Ares keuchend.

„Nein, mir geht's gut. Danke, Ares... ohne dich wäre ich dagegen gedonnert!“

Als sich mein Atem wieder normalisiert hatte, fing ich ganz vorsichtig an, ihn zart am Kopf zu kraulen. Er genoss es und reckte sich mir entgegen. Von diesem Moment an wusste ich,

dass ich mich in ihn verliebt hatte. Und ich wollte den Rest meines Lebens mit ihm verbringen.

Die Federlose kam auf uns zu und begutachtete mich kritisch. Ich ließ mich jedoch nicht von ihr stören. Dann ging sie aus dem Raum.

An diesem Tag stellte mich Ares den anderen Wellis vor. Ich war so überglücklich, bei ihnen zu sein. Sie waren meine neue Familie. Besonders Medea erinnerte mich stark an meine alte Familie, insbesondere an die zickige Tatja. Denn Medea ärgerte mich vom ersten Moment an, indem sie meinte, ich sei in einen Farbtopf gefallen oder mein Vater sei ein Dalmatinerhund - was auch immer das sein mochte - gewesen. Noch hatte ich mich nicht getraut, mich zu wehren, doch ich nahm mir fest vor, es ihr irgendwann heimzuzahlen.

Ich lernte auch die drei Katharinasittiche Merlin, Nimue und Bianca kennen. Nimue war blind, aber dennoch lebensfreudig. Ich hatte noch nie zuvor in meinem Leben einen Kathi gesehen, aber sie waren mir sympathisch, zumindest diese drei.

Auch dem großherzigen Max stellte mich Ares vor. Er war etwas ganz besonderes, denn er kam, genau wie ich, aus Einzelhaltung. Nur musste er dieses Leid viel länger als ich ertragen. Er wurde schwer krank und die Einsamkeit brachte ihn soweit, dass er mit sich selbst redete und die Sprache der Menschen lernte. Doch Merlin und Bianca kümmerten sich so wunderbar um ihn, dass er bald vergessen hatte, was ihm damals widerfahren war.

Dieser Tag war der wohl glücklichste Tag in meinem Leben, denn ich hatte nicht nur eine neue Familie, einen Freund und eine tolle Federlose, der ich so unendlich dankbar war, sondern auch Glück gefunden. Das gab es also doch.

Vier Jahre später:

Ich hatte mich schon nach wenigen Tagen wunderbar eingelebt. War ich anfangs noch ängstlich und zurückhalten gewesen, so hatte ich mich nun zu einer selbstbewussten, vielleicht ein wenig frechen Wellidame entwickelt. Ares hatte sich rührend um mich gekümmert und wir waren zwei Jahre lang glücklich verpaart. Doch dann beendete ich unsere Beziehung, da es zu viele Streitigkeiten gegeben hatte, aber wir blieben sehr gute Freunde. Medea ließ von ihren Ärgereien nicht ab, doch ich setzte mich schon nach wenigen Tagen zur Wehr. Bald machte sie keine abfälligen Bemerkungen mehr über mich, da sie selbst keine Schönheit mehr war. Sie hatte kaum noch Federn, denn sie litt an einer schweren Krankheit.

Ich hatte auch herausgefunden, dass man Merlin wunderbar zur Weißglut treiben konnte, wenn man ihn am Schwanz oder Flügel zog. Für mich eine richtige Freude.

Nach etwa einem halben Jahr hatte es die Federlose geschafft, mir mit meinem Kopfproblem zu helfen. Ich konnte schon bald wieder auf Stangen sitzen und musste den Kopf nicht mehr verdrehen. Auch meine Nase heilte ganz ab und es wuchsen wieder Federn.

Eines Tages zog die Federlose mit uns in ein neues Zuhause, doch wir gewöhnten uns alle sehr rasch daran und es war sogar noch schöner als das alte. Das war mein fünfter Umzug.

Ares, mein geliebter Freund, starb vor noch nicht allzu langer Zeit. Er verschluckte sich irgendwie und bekam Wasser in die Lunge. Sein Ende stand fest. Alles ging so schnell und er schaffte es nur noch, sich bei uns allen zu bedanken und mir zu sagen, wie lieb er mich hatte. Sein Tod traf mich wie ein Schlag. Ich aß viele Tage lang nur sehr wenig und verbrachte die meiste Zeit allein und trauernd auf der Holzschaukel.

Liriel, die „graue Schönheit“, wie ich ihn oft nannte, bemerkte dies und wendete sich mir zu. Eine schwere Mauser hatte ihn geschwächt, doch wir halfen uns gegenseitig. Ich schöpfte aus seiner Liebe neue Kraft und er genoss es sich von mir kralen zu lassen. Doch auch Liriel blieb mir nicht lange erhalten. Schwere Herzstörungen ließen ihn für immer einschlafen. Ich saß bei ihm, als er ging und tröstete ihn. Ich trauerte sehr lange um den grauen Kämpfer.

Nun, im Jahre 2007, so sagen die Federlosen immer, bin ich mit Speedy verpaart. Er kann zwar seit einiger Zeit nicht mehr fliegen, aber die Federlose trägt ihn gerne und oft herum. Und ich fliege ihm dann hinterher. Was mich an ihm ein wenig stört, ist, dass er oft den anderen Wellidamen hinterher schaut, aber er würde mich nie allein lassen.

Die Federlose hat sich auch ein wenig verändert. Seit sie gemerkt hat, dass ich mich gut eingewöhnt habe, kommt sie oft mit einem silbernen Ding in den Raum. Das blitzt immer kurz und macht komische Geräusche. Wir Wellis finden es nervig, aber die Federlose scheint viel Freude damit zu haben.

Ich bin ihr immer noch zutiefst dankbar, denn sie hatte mir das Glück geschenkt. Sie hatte mich von all den bösen Federlosen geholt und mich nicht, wie die anderen, weggegeben. Ich weiß, dass sie das nie tun würde, denn sie will nur das Beste für uns Wellis und die Kathis. Danke, Federlose. Du weißt gar nicht, wie überaus glücklich ich bei Dir bin.

Januar/Februar 2007

Ein Dankeschön an:

Gaby, die mir die Vorlage für die Geschichte lieferte und die sich immer Zeit nahm, auf meine Mails zu antworten, in denen ich sie mit Fragen bezüglich Himalia löcherte und von der das Foto stammt; ebenso den spontanen Korrekturlesern